

Vertragsarbeiter aus Afrika und Vietnam blieben meist fremd in der DDR – ein Leben zwischen offizieller Völkerfreundschaft und alltäglichem Rassismus.

„Alle klein, alle gleich“

Von KRISTINA MAROLDT

MENSCHEN UND MILIEUS

Es sieht aus wie in einem Traum. Am Morgen des 23. Februar 1982 schaut Nguyen Thi Hong Loan aus dem Fenster ihres Wohnheims auf die Straße – und alles ist weiß. Erst am Abend zuvor ist die 19-jährige Vietnamesin mit rund 20 jungen Landsleuten in Berlin-Schönefeld gelandet und nach Neubrandenburg gekommen; Schnee hat sie bisher nur im Märchenfilm gesehen. Als „Vertragsarbeiterin“ soll sie drei Jahre lang zur Metallzerspanerin ausgebildet werden, danach im kriegszerstörten Vietnam beim Wiederaufbau helfen.

Die Hoffnungen ihrer Familie an den DDR-Aufenthalt der Tochter sind groß. Und tatsächlich wirkt das verschneite Land an diesem Morgen auf Loan wie überzuckert. Erst als sie den Finger in den Schnee auf dem Fensterbrett steckt, merkt sie: Er ist eiskalt. Mit ihren Sommerkleidern ist sie völlig falsch ausgestattet.

Auch der Rest der DDR wird sich ihr und den anderen Vietnamesen in den nächsten Jahren deutlich kühler präsentieren als gedacht. Denn so innig die Funktionäre bei Betriebsfesten und politischen Jahrestagen auch die „Solidarität“ und „Völkerfreundschaft“ zu den sozialistischen Bruderstaaten beschwören: Wer für vier bis fünf Jahre aus Ländern wie Vietnam oder Kuba in die DDR kommt, um hier zum Facharbeiter ausgebildet zu werden, ist meist nur billige Arbeitskraft – vor allem in den letzten zehn Jahren der DDR. Integration ist nicht vorgesehen, naher Kontakt zu DDR-Bürgern unerwünscht. Schließlich sollen die Ausländer nach dem Einsatz in ihre Heimat zurückkehren.

Rund 128 000 Menschen aus Übersee werden so zwischen 1974 und 1989 durch die Betriebe der Republik geschleust. Die meisten, etwa 70 000, kom-

men aus Vietnam, die anderen stammen vor allem aus Kuba, Mosambik, Angola und Algerien, aus Ländern, die sich nach DDR-Doktrin auf dem „nichtkapitalistischen Entwicklungsweg“ befanden. Das „Rotationsprinzip“ nutzt vor allem den Volkswirtschaften der beteiligten Staaten: Länder wie Vietnam oder Kuba hoffen, in kurzer Zeit möglichst viele Bürger für den Aufbau von Industrien zu qualifizieren. Außerdem müssen die Vertragsarbeiter einen Teil ihres Lohns an ihre Heimatstaaten abgeben.

Die DDR wiederum will ihren Arbeitskräftemangel beseitigen. Trotz hoher Ausgaben für An- und Abreise, Unterbringung und Betreuung ist jeder Vertragsarbeiter für das Land offenbar so wertvoll, dass eine staatliche Analyse des „Nutzen-Aufwand-Verhältnisses“ 1977 zum Ergebnis kommt: „Der Einsatz der ausländischen Werkstätigen ist für die DDR ökonomisch effektiv.“

Von solchen Berechnungen weiß Loan freilich nichts. Der Inhalt der Verträge ist geheim. Es zeigt sich aber schnell, dass die persönlichen Bedürfnisse der Neuankömmlinge wenig zählen. Nach einem dreimonatigen Sprachkurs werden sie zusammen mit Kubanern, Mongolen und Libanesen in ein Internat nahe dem zukünftigen Ausbildungsbetrieb im Erzgebirge gebracht. Wie Schulkinder werden die 18- bis 35-jährigen Frauen und Männer dort nach Geschlechtern getrennt auf die Räume aufgeteilt. Viererbelegung, Doppelstockbetten, Klo und Dusche auf dem Gang. Den Hauseingang kontrolliert ein Pförtner. Besuch muss sich anmelden und bis 22 Uhr das Haus verlassen.

Auch sonst wird das Leben der Vertragsarbeiter genau überwacht. Regelmäßig schicken sowohl die deutschen Wohnheimbetreuer als auch die ausländischen Gruppenleiter Berichte an DDR-Behörden und die Regierungen der Entsendeländer. Wer Liebschaften hat, kann zurückgeschickt werden. Wer schwan-

ger wird, ebenfalls. Als eine von Loans Kolleginnen von einem vietnamesischen Arbeiter ein Kind erwartet, wird sie sofort heimgeschickt. In Vietnam angekommen, flüchtet sich die Frau in die Berge, so sehr schämt sie sich, ihrer Familie mit einem unehelichen Kind unter die Augen zu treten. Andere Vietnamesinnen treiben ihre Kinder schon in der DDR heimlich ab.

Loan findet solche Regeln ungerecht. Aber sie fügt sich. Und konzentriert sich wie die meisten Vietnamesen auf ihre Arbeit, die monoton und anstrengend ist. Doch immerhin kann Loan von ihren Ersparnissen ihre Familie unterstützen und sich außerdem eine Nähmaschine kaufen. Erst schneidert sie in ihrer Freizeit nur für sich, dann auch für die Einheimischen. Unter denen hat sich nämlich schnell herumgesprochen, dass die Vietnamesen die begehrten Jeans nähen können. Viele Wohnheime werden so im Lauf der Zeit zu florierenden Schneidereien. Die Behörden dulden es. Schließlich wird so der dramatische Mangel an Textilien auf unauffällige Weise gemildert.

Doch die Nähkünste der Vietnamesen haben noch einen anderen Effekt: Sie entspannen das Verhältnis zu den Deutschen. Die blicken nämlich durchaus neidisch auf die „Fidschis“, wenn die im Laden mal wieder das karge Gemüseangebot leer kaufen. Oder wenn sie ihre vertraglich erlaubten fünf Fahrräder und zwei Mopeds an die Familie in Vietnam schicken. Der Jeanshandel kann die Konflikte vielerorts beruhigen.

Mit reichlich Gepäck brechen Vietnamesen 1988 in Dresden zum Heimatbesuch auf.



Vertragsarbeiter anderer Nationen haben weniger Glück. Mosambikaner, Algerier und Kubaner werden als „Neger“, „Briketts“ oder „Wüstenbewohner“ beschimpft, sie werden verprügelt, vereinzelt sogar angeschossen oder umgebracht. Die Medien berichten über solche Vorfälle erst zögernd, als Prozesse gegen gewalttätige Skinheads sich Ende der Achtziger häufen. Rassismus gibt es offiziell nur in der BRD. Die Aufnahme der ausländischen Arbeiter sei eine „Herzenssache“, heucheln die SED-ge-lenkten Betriebszeitungen.

An wirklicher Einfühlung mangelt es genauso wie an Information. „Meine Einweisung bestand in der Beschreibung, dass Vietnamesen alle klein sind, schwarze Haare und schwarze Augen haben und alle gleich aussehen“, erinnert sich eine ehemalige Wohnheimbetreuerin. Missverständnisse gibt es daher ständig. Mal feiern die Kubaner für

den Geschmack der Deutschen zu laut. Mal flirtet ein Algerier zu offensiv. Mal zeigt sich der mosambikanische Kollege zu oft in Westklamotten.

Doch es entstehen auch Freundschaften, Liebesbeziehungen, sogar Ehen. Denn die Exotik der Ausländer irritiert nicht nur, sie macht auch neugierig. Vor allem die algerischen Männer sind bei den DDR-Frauen beliebt. Wegen ihres südländischen Aussehens – und bei manchen wegen der französischen Francs, die sie als Urlaubsgeld erhalten.

Loan bleibt über all die Jahre ledig. Und fleißig. Nach der Ausbildung wird sie vom Betrieb übernommen und qualifiziert sich neben der Arbeit zur Übersetzerin weiter. Statt im Internat lebt sie nun in einer Wohnung, statt an der Maschine verdient sie ihr Geld als Dolmetscherin für die neuen Vertragsarbeiter. Während die inzwischen vor allem Tätigkeiten übernehmen müssen, die den

Deutschen zu mühsam sind, hat Loan als eine der Letzten eine Bilderbuchkarriere hingelegt.

Doch dann kommt die Wende. Binnen eines Jahres wird der Großteil der Vertragsarbeiter entlassen. Die rassistischen Übergriffe nehmen zu, in der Umbruchzeit versagt nicht selten die Polizei. Die meisten Vertragsarbeiter lassen sich die Abfindung von 3000 DM auszahlen und kehren in ihre Länder zurück.

Loan hat als Dolmetscherin keinen Anspruch auf die Abfindung, den Flug nach Vietnam kann sie sich nicht leisten. Also bleibt sie. Und passt sich ein zweites Mal an: Sie findet einen Job als Sozialarbeiterin, heiratet einen Deutschen, bekommt einen Sohn. Heute lebt sie in Berlin und hilft Migranten bei der Eingewöhnung. Die DDR, sagt die 53-Jährige, sei für sie nur noch eine Erinnerung. Und ungefähr genauso weit weg wie die Sozialistische Republik Vietnam. ■

IMAGO

